Zeitschrift: The Swiss observer : the journal of the Federation of Swiss Societies in the UK

Herausgeber: Federation of Swiss Societies in the United Kingdom

Band: - (1923)

Heft: 127

Rubrik: Literary page

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

LITERARY PAGE

Edited by Dr. PAUL LANG.

All letters containing criticisms, suggestions, questions, &c., with regard to this page should be addressed to the "Literary Editor."

DIE SCHWEIZ DER GEGENWART.

Ernst Gagliardi, der bedeutendste lebende Schweizer Historiker, schrieb in der Einleitung seiner "Geschichte der Schweiz" (2 Bde., Rascher & Co., Zürich, 1920) folgende Worte, die nicht zwischen den Buchdeckeln vergraben bleiben sollen:

. . . Das blosse Nebeneinander ohne Streit und Unterdrückung ist aber noch kein positives Prinzip: mag es das politische Weiterleben ermöglichen und für Europa ein interessantes Beispiel bieten, dass verschieden geartete Völkerbestandteile neben- und miteinander auskommen können — eine werbende Kraft, eine Quelle von Impulsen kann der national gemischte Staat erst werden, wenn sich aus dem Nebeneinander die Bereicherung jedes Teils durch das Verständnis des andern ergibt. Als ein solches Ziel erscheint die Einfügung der deutschen und der romanischen Sonderart in die gemeinschaftliche europäische Kultur: denn hier handelt es sich ja nicht um eine Aufgabe, welche die Vergangenheit uns gewissermassen schon gelöst übergibt: die geschichtliche Entwicklung hat die Eidgenossenschaft erst seit wenigen Jahrzehnten ganz vor dieses Problem gestellt, und jenen zuletzt hinzugetretenen Bestandteil des schweizerischen Staatsgedankens haben wir erst zu verdienen. "Aber wir müssen es tun und sollen dankbar sein, dass unser Land eine Aufgabe besitzt, die es über seine ausschliesslich eigenen und namentlich über seine materiellen Interessen emporhebt."

Die Kraft eines Staates hängt nicht nur ab von der Beschaffenheit und Grösse seines Gebiets und der Zahl der Bewohner: was sich als etwas Selbständiges in der Flut der Völkergeschicke behaupten will, muss einen einzigartigen Wert und ein klar erkennbares geistiges Wesen besitzen. Einem räumlich wenig ausgedehnten Gebilde soviel innern Halt zu geben, dass es seinen Bürgern nicht zu bedeutungslos erscheint neben den riesigen Machtorganisationen, die an ihre Unbesiegbarkeit, an ihre grosse Mission für die Welt, an ihren sittlichen Wert mit der leidenschaftlichen Glut unerhörten Opfermutes glauben, dies ist die Aufgabe unserer Generation. Durch den Staatsgedanken erweitert sich uns die Heimat. Der früher so lose Zusammenhang unter den eidgenössischen Orten, die weitgehende Selbstverwaltung, die jahrhundertelangen Beziehungen der regierenden Kreise zu Frankreich und Italien haben das freie Nebeneinanderleben verschiedenartiger Kulturbestandteile längst zur politischen Tradition der Schweiz gemacht, ohne dass in dieser Duldsamkeit schon ein eigenes Verdienst läge. Die sprachliche und geistige Intoleranz ist der Eidgenossenschaft von Haus aus fremd, so grosse Verwüstungen auch die konfessionelle in der Vergangenheit anrichtete.

Allein in diesen Vorzügen früherer Jahrhunderte liegt die Aufgabe von Gegenwart und Zukunft noch keineswegs beschlossen. Die Möglichkeit des Aufgehens im Staate hängt für den Einzelnen ja ganz von der Einsicht in dessen einzigartigen Wert und in seine sittliche Bedeutung ab. Und nur das Gebilde das ein eigenes geistiges Wesen verkörpert und etwas Einmaliges und Persönliches darstellt, trägt in sich die Berechtigung zum Dasein, unabhängig von der jeweiligen Zweckmässigkeit: denn ein Gemeinwesen ohne besondere politische Eigenart besteht nur weiter durch die Stetigkeit der daran sich knüpfenden in- und ausländischen Interessen und durch das allgemeine Beharrungsvermögen der Dinge; aber im gegebenen Zeitpunkt wird es wie ein Geschäft liquidiert oder fusioniert werden.

Auf der anderen Seite aber wird das innere Gefüge eines politischen Organismus, die Möglichkeit zu wirksamer Zusammenfassung aller Volkskräfte oder zu selbständiger Entfaltung der einzelnen Glieder wieder bestimmend für seine Fähigkeit, die nach Verkörperung strebenden Gedanken zu verwirklichen. Auch für den Staat gilt, wie für den Einzelnen, das Gebot der Treue gegen sich selbst. Was der Schweiz an äusserer Grösse abgeht, muss sie an innerer Kraft einigermassen ersetzen; denn in der geistigen Defensive kann ein lebendiger Organismus nicht verharren: er muss einer Idee nachstreben, die seinem Handeln Sinn und Ziel gibt, und aus der stets wieder neues Leben fliesst.

Die Heimatberechtigung in drei Kulturen ist eine solche Idee. So unvergleichlichen Wert die leidenschaftliche Einseitigkeit im Gebiet des Geistigen oft besitzt, so ist sie doch, auf das Politische angewandt, ein gefährliches Prinzip. Und für die aus drei Nationalitäten zusammengewachsenen Eidgenossenschaft erscheint sie unmöglich. Das Beste schweizerischen Wesens stammt vielfach aus dieser gegenseitigen Befruchtung. Wenn die Eidgenossenschaft eine im Verhältnis zur Zahl ihrer Bewohner grosse Schar bedeutender Menschen hervorgebracht hat, so ist das wenigstens teilweise der Berührung von sich wechselseitig ergänzenden Kulturen zuzuschreiben, und der politische Ausdruck dieser Mittlerstellung, die ins 16. und 17. Jahrhundert zurückreichende Neutralität, hat dem Land Konflikte erspart; welche die meisten übrigen Länder Europas verheerten. Wie bei keinem andern Staat geht sie dabei aus seinem inneren Gefüge hervor: denn — in einem Jahrhundert konfessionellen Haders entstanden — entspricht sie dem Bedürfnis der Gegenwart so eng, wie einst der Epoche des Dreissigjährigen Krieges — nur dass an Stelle des Hasses von Katholiken und Protestanten jetzt leidenschaftliche Rassen- und Kulturgegensätze getreten sind, die das aus Deutschen und Romanen zusammengesetzte Gemeinwesen so gut wie einst jene religiösen Parteiungen überwindet.

Die kulturelle und politische Idee, die über der schweizerischen Verwirklichung schwebt, ist ja nun freilich nur mit Einbussen an ihrem geistigen Gehalt erreicht worden: wenn dem Kleinstaat jede Versuchung zum Missbrauch der staatlichen Macht fehlt, so haben die engen Verhältnisse doch auch ihre lähmende Wirkung ausgeübt, und vor dem Krieg mochte man sich manchmal fragen, ob diesem kunstvoll ausbalancierten Organismus nicht jede Möglichkeit zu weiterer Entwicklung überhaupt abgeschnitten sei.

Der tragische Zusammenstoss der europäischen Völker hat aber seither gezeigt, dass in solcher Autarkie auch ein grosser Segen liegt: sie hat die Schweiz seit dem 16. Jahrhundert vor den schwersten aussenpolitischen Krisen bewahr, und wenn ihr die Stürme nicht ganz erspart geblieben sind und zu Beginn ihrer neuesten Entwicklung sogar die eigene Unabhängigkeit fast zwei Jahrzehnte lang verloren ging — wie unbedeutend ist das alles neben den tödlichen Gefahren, gegen die andere Staaten kämpfen mussten! Die Zusammensetzung aus heterogenen Bestandteilen hat die Eidgenossenschaft überdies genötigt, sich vorzugsweise mit ihren innern Problemen zu befassen. Sie hat in der Vergangenheit heftige Konflikte der einzelnen Volksteile austragen müssen und ist bereichert und gekräftigt aus dieser Erfahrung herausgetreten. Und wenn die soziale Aufgabe sich vor ihr, wie vor allen andern Staaten Europas, drohend erhebt, so muss doch anerkennen, dass die Gegensätze hier weniger weit als anderswo auseinanderklaffen und der Kleinbesitz eine Verbreitung aufweist, die vor utopischen Experimenten vielleicht bis zu einem gewissen Grade sichert.

* * *

THE LIFE OF THE CANTONS.

Aargau.

Paul Haller ist trotz seines frühen Todes einer der grössten Aargauer Dichter. Er ist bisher der bedeutendste Schweizer Dramatiker. Wenig bekannt ist sein Dialektepopöchen "'s Juramareili" (Sauerländer & Co., Aarau), in dem Not, Sorge und frühes Sterben eines Proletariatkindes mit Liebe und Mitleid ausgebreitet wird. Die düsteren Töne überwiegen. Doch auch in dieses Leben fallen Sonnenstrahlen. Die folgende Beschreibung einer Erst Augustfeier, die wir diesem Büchlein entnehmen, zeigt den Dichter die Art seiner engeren Landsleute und ihrer Heimat schildernd.

Vom Räinerbärg und ab dr Lägere,
Vo Gisli-Wasserflueh, vom Wyssestäi,
Im Bärnischen und über Neueburg,
Durs Wattland y bis gägem Gämferegge
Händ d'Jurabärge gflammt, en Fackelzug
Dr Schwyzergränze noh, und übers Land
Vom ewige Schnee, vom wysse Gletscherrugge
Vo tusig Alpespitz het's widerglüchtet,
E wunderbari grossi Bundesfyr.
Us schwarzem Talgrund singe d'Obeglogge
En Schwyzerpsalm; katholisch, refermiert,
's het alles zämeglütet, alles gstimmt.
Di ander Wält isch tief im Schatte gläge
Und het verstuunt i d'Schwyzerbärge gluegt,
Wi's gwätterläinet het; im wyten Öste
Händ armi Buren ufem herte Bett
De Chopf ufgha und wo si d'Chettene
A Hals und Arme wider abezieht,
So händ si doch vo Rächt und Freihäit traumt.

Am Morgen ist es lustigs Fest verwachet.
Kanunneschütz händ's gweckt; mit blauen Auge
Het's ab de Bärge gluegt und d'Möntsche gsägnet,
Und d'Morgesunne het di goldige Chränz
Um dH'üser gwunde Lang'scho vor mittag
Sind d'Schuelerchind an allen Egge gstande.
Wyss, rot und blaui Sundigröck und Hüet
Händ durenand bim Brunne näb dr Schuel
Es lustigs Wäse gha. En fräche Bueb
Ist über d'Stross de Mäitlene cho rüefe:
"Hütt chöme d'Buebe z'erst, grad no dr Musig,
Und d'Mäitli müend an Schwanz!" Er het no glachet
Und Gyrigäbe gmacht, do chunnt vom Brunne
En lange Wasserstrahl, es Jubelgschrei:
"Do hesch fürs Murre, Studerannihaus!
Jez chaust jo z'vorderst mit dim nasse Huet!"

* * *

Di Alte sind cho z'trampe. Schaare Lüt
Sind umegstande; Buebe, won uf d'Mäitli
Und Mäitli, won uf d'Buebe gspienzlet händ.
Den isch de Zug dr Musig noh durs Dorf
Und obsi gägem Festplatz underem Bärg.
D'Kanunne donneret vom Waldrand abe
(En Chatzechopf, wo süst mues Fürhorn spile,
Wo zweumal abgloh wird, wen's usswärts brönnt
Und drümol i dr äigne Gmäin), es chlöpft
Und toset lustig übers Tal erwägg.
Vo hundert Hüete glänze roti Mäje,
Vo tusig Röcke flügt de Staub i d'Luft,
Und usem dunkelblaue Himel abe
Het d'Sunnen über Chind und Lüt und Musig
Uf Chranz und Fahne, Stross und Matte, Liecht
Und Augstehitz lo trole chübelwys.

SPITTELER'S "PREMIERS SOUVENIRS."

Voici encore deux petits chapitres du livre de son enfance que le grand poète publia en la première année de la guerre mondiale. La traduction de l'édition française est due à Henri de Ziegler. (Payot & Co., Lausanne.)

Prose.

De la chambre où était mon berceau, je n'ai pas retenu grand'chose de bon: souvenirs embrouillés d'une existence pénible, agrémentée de pleurnicheries, adoucie par des flacons de remèdes et des pruneaux secs. Faites un bouquet de tout cela et enveloppez-le de papier sur lequel vous ecrirez ce mot: prose.

A défaut d'autre chose, à quoi s'intéresser, il restait, c'est vrai, la fenêtre. La bonne me prenait dans ses bras, m'y portait tout en me secouant, tambourinait contre les vitres et toujours: "Tutututu, vois-tu ce corbeau?" disait-elle. Des corbeaux, du moins, on pouvait en voir toujours en face, de l'autre côté de la route, dans la prairie, sans bornes, de mon grandpère. Ils étaient doués de mouvement: ils se promenaient dans l'herbe, volaient sur un arbre, croassaient, se balançaient sur la cime ou sur les rameaux. Ce n'était pas beaucoup; c'était déjà quelque chose.

La scène recommençait toujours sans l'espoir même d'un changement. Comme lever de rideau, on s'en pouvait contenter; mais ils me devaient encore, ces corbeaux, la pièce de résistance, la grande surprise que j'attendais d'eux. Si la bonne disait: "Tutututu, vois-tu la cigogne?" c'était déjà mieux .J'ouvrais alors les yeux et ne les détournais plus de ce beau Monsieur l'Oiseau, qui si longtemps, se rengorgeait dans la prairie. Par malheur, la cigogne n'était point comme les corneilles un hôte de tous les jours; il se passait au contraire des temps infinis sans qu'on vît la queue d'une. Pourquoi la prairie est-elle si prodigue de ces indifférentes corneilles et si avare de ces réjouissantes cigognes? Ne me parlez plus de cette prairie, à qui l'on ne peut se fier. Ne me rompez plus la tête avec vos "tututu" et retirez-moi de cette fenêtre. Je crie, je trépigne, fort en colère; je frappe de mes petits bras tout autour de moi.

Qu'était-ce quand il pleuvait! Misère, détresse, désespoir! Oui, désespoir inconsolable, profond comme les abîmes. L'enfant ne sait point que tout passe. Puisqu'il pleut partout, puisqu'il ne cesse pas de pleuvoir, il pense qu'il pleuvra toujours. Sa précieuse faculté de ne vivre que l'instant présent a son revers. En somme, que dire de la vue que l'enfant peut avoir du monde? Mais, halte! Je désire ne point tomber dans la philosophie.

Il est cependant deux notions d'expérience, qui datent de ce temps de mon berceau, et que je ne puis me permettre de passer sous silence: il ne faut pas croire qu'on paraît jeune dans le monde pour y vieillir insensiblement. C'est plutôt le contraire qui est vrai. On a conscience, au début, de sa vieillesse extrême et l'on ne se sent jeune que plus tard. De plus, on n'a jamais conscience d'être un enfant. L'enfant est une invention poétique de ceux qui en ont passé l'âge.

Dans les combles.

Par curiosité, javais accompagné Agathe dans les combles. Elle m'y laissa, je ne sais plus pour quelle raison, et j'y demeurai seul. Cela ne me soucia pas autrement: il y avait longtemps que je n'avais plus peur d'être seul. Mais, insensiblement ce grenier s'obscurcit; il se remplit d'ombre et bientôt de ténèbres où les objets, l'un après l'autre, furent engloutis. Alors une sensation grave et singulière me fit frissonner. Ce n'était point je ne sais quelle peur des fantômes, — des fantômes! je n'en avais jamais entendu dire un mot, — c'était, en quelque sorte, l'intuition de la vérité, j'entends la pressentiment que derrière le jour lumineux et ses mille petites histoires, il y a un autre monde réel, plus grand, plus puissant, plus méchant que l'aimable univers de ma grand'maman. J'eus peur alors et je fixai, sans faire le moindre mouvement, ces ténèbres qui, soutenant mon regard, me considéraient hostilement, avec des yeux énigmatiques. Quelque chose allait en sortir, me semblait-il, qui viendrait de très loin, quelque chose de considérable et de méchant. Je ne suis point disposé, je ne suis point autorisé à repenser dédaigneusement à ces instants passés dans les combles pour cette seule raison que j'étais alors un petit être infime et sans pensée. La pensée n'est point le seul chemin qui conduise à la vérité; je suis même tenté de dire qu'elle est le chemin de l'erreur. Bref, j'ai regardé alors un instant le visage de la méduse.

On vint me tirer de mon grenier. A la lumière des chandelles, dans la chambre familière, que rendait plus chaude et plus douce la présence de maman, j'eus tôt fait de redevenir un petit garçon joyeux et turbulent.